

die Kaiserl. Stammburg trägt) noch Lage und Gestalt gar keine Ähnlichkeit mit einem Soller besitzt. Neuere Autoren, welche ebenfalls den Namen aus der natürlichen Beschaffenheit des Berges Soller zu deuten veruchten, führen ihn theils auf ein keltisches, tol = Berg, Burg (beral. Toul, Toulouse, Toledo) zurück, theils auf ein mit jenem begrifflich verwandtes germanisches sol, zol = Anschwellung, Kapfen, Segel, so daß der Name Soller, der ursprünglich Solari oder Solari gelaufen hätte, entweder „Berg“ (Schiff) oder „Bergsberg“ (Bedeutung würde. Mit dem zweiten Theil des offenbar zusammengesetzten Namens aber, dem -ari, wissen sie nichts Rechtes anzusetzen, und so sind diese Veruche, der sprachlichen Bedenken ganz zu geschweigen, ergebnislos geblieben. Ein weiterer Erklärungsversuch der neueren Zeit geht einen anderen Weg; er läßt eine keltische oder germanische Namensform Tolari oder Solari dahingestellt, folgert aber aus den nachgewiesenen zahlreichen Spuren eines Dolans' bzw. Sonnendienstes auf dem Soller, daß die Römer, welche ein Vierteljahrtausend um den Berg bauten, diesen als herorrauchende Sonnenaltarsstätte geradezu mons „Solaris“, Sonnenberg, genannt hätten, vielleicht im Anfang eben an den von ihnen schon vorgefundenen ältesten Bergnamen. Aus Solaris hätten dann die Alemannen sich Solari angeschlossen. Wir können uns in der That wohl mit dieser letzten Ableitung zufrieden geben, allein fürzlich ist bei Dr. v. Soller ein aufgefunden, ebenfalls ziemlich durchgeführte, als jene und dabei viel näherliegend. Dr. Dr. v. Soller in Altina (Weiskalen) nämlich, als Germanist durch seine Schriften über deutsche Ortsnamen bekannt, hält den Namen Soller für rein germanisch. Der erste Theil des Wortes, so urtheilt er, ist das aus urgermanischem swaja entstehende sol, so = Schwelung, Wobenschwellung. Berg = berg. Schwelberg, Suller, Sulling. Die zweite Hälfte des Wortes (Soller) im Sinne von Schärfe, Spitze. Die älteste Namensform des Soller war also Sahari = Bergspitze, was zu der Gestalt der schlanen Bergpyramide sehr gut paßt, und diese ist mit der auch sonst häufigen Verwärtung des Anlautes und wieder auch in volkstümlicher Anekdote an das Wort „Soll“ in Solari, Soller, übergegangen. Die Form „Sollari“ ist eine Dativ-Pluralbildung, wie sie bei Priscianus sehr oft sich findet. So in Hymner's. Eine Anekdote heißt sie, sprachwissenschaftlich betrachtet, weit über den älteren Erklärungen, und man darf mit ihr wohl die Frage nach der Bedeutung des Namens unserer Kaiserresidenz für gelöst erachten.

Das Herz Gambetta's. In Frankreich ging vor einiger Zeit das Gerücht, daß das Herz Gambetta's, welches sein Freund Paul Bert an sich genommen und aufbewahrt hätte, verloren gegangen sei. Herr Paul Bert sollte desselbe mit nach Zougling geführt haben, als er zum vorigen Generalgouverneur ernannt wurde. Nach dem Tode Paul Bert's sei dann das Herz Gambetta's auf der Rückreise der Familie Bert abhanden gekommen. Frau Paul Bert hat jetzt einen Detecteur des „Cclair“ mitgetheilt, daß hiesien kein wahres Wort sei und daß das Herz Gambetta's sich wohlverwahrt in einem besonderen eisernen Schrank in ihrer Wohnung befindet. Sie habe nach dem Tode ihres Mannes die Freunde des großen Patrioten gebeten, jene kostbare Reliquie an sich zu nehmen, doch sei sie erwidert worden, dieselbe weiter in der Geheimniskammer zu behalten, bis das Denkmal fertig wäre, welches die Glastafelbringer in Paris in dem Sterbehause Gambetta's in Ville d'Avray errichten wollen. Dann soll dort auch das Herz Gambetta's seinen endgiltigen Aufnahmefind.

Kann man Zeichnungen telegraphiren? Die Frage klingt gewiß etwas überaus, ist aber durchaus keine unzulässige. Wie nämlich die Thatfachen beweisen, ist heute Lebensmittel von Zeichnungen auf telegraphischem Wege heute vollkommen durchführbar. Das Problem wurde von H. Michonin in ziemlich überzeugender Weise gelöst, und wenn man die einfachen Hilfsmittel, welche zu dieser neuen Art von graphischer Technik nöthig sind, kennen lernt, stellt sich das Experiment als sehr einfach dar. Dagegen ist es etwas schwieriger, dem Leser einen Begriff davon zu machen, wie das Telegraphiren von Zeichnungen bewirkt wird. Nach den Darstellungen, welche das Journal (13) seit der populärwissenschaftlichen Salomonen-Ausstellung, „Der Stein der Weisen“ (A. Hartleben's Verlag, Wien) giebt, handelt es sich der Hauptsache nach um ein rechtliches Antimess, dessen Gruppen an den Wandern theils mit Buchstaben, theils mit Bildern versehen sind. Der Berichterstatter zeichnet nun ein aus wenigen Strichen bestehendes Bild in den Wogen und telegraphirt sodann jeden einzelnen Strich, indem er ihn mit den Buchstaben und Zahlen der von jedem Strich benötigten Rechte beschriftet. Der Empfänger führt nun auf seinem Wogen die Striche danach aus und erhält die unvollständigen Umrisse des Bildes, welches durch Sinus-telegraphiren von gewissen Schlagworten noch deutlicher wird. Die Sache ist ebenfalls originell. . . Bei diesem Ansatze können wir nicht umhin, abermals auf den reichen, trefflich redigirten Inhalt der genannten Zeitschrift hinzuweisen. Das vorliegende Heft enthält nicht weniger als 15 größere und kleinere Abhandlungen mit zusammen 51 Abbildungen — gewiß ein beachtens-

werther Reichthum im Hinblick auf den mäßigen Preis (ein Heft kostet nur 50 W.).

* Auerbach's. Dureauvorleser (zum Dittor): „Was? Drei Tage Urlaub wollen Sie haben? Ja, Mann, haben Sie denn die Cholera?“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Dresden, 24. Sept. Unser Hoftheater hat den zum erstenmale von ihm veranlasseten Schiller-Cyklus jetzt zum Abschluß gebracht. Aus demselben wird, das darf man zuverlässig hoffen, für das künftige Jahr, wie für das Jubiläum und ganz besonders auch für die dramatische Kunst selbst ein herrlicher Gewinn erwachsen. Die Aufführung Schiller'scher Werke in einem Cyklus bedeutete zunächst eine Probe auf die jetzige Leistungsfähigkeit des Hoftheaters; nun, es hat diese Probe ausgezeichnet, ja zum Theil, wie namentlich mit der „Braut von Messina“, geradezu aufs glänzendste bestanden. In großen Ganzen befanden die Vorstellungen eine verständnis- und gefühlsvolle Regie, Fleiß und Eifer aller Theilnehmer und die Möglichkeit, die Rollen in geeigneter Weise, beziehentlich mit Kräfteu ersten Ranges zu besetzen und bei einem reichlichen Zusammenwirken bedeutende Einzelleistungen zu bieten. Nachdem unsere Hofbühne neben einem Borch und Jaffé den Tragöden Drach, den Charakterdarsteller Wiene und den jugendlichen Schenkelbauer Franz engagirt hat (letzterer aber hat reichlich noch manchen zu lernen, zeigt doch großes Talent und viel Temperament) und einer Ulrich die Rollen des Galobach und Wolff an die Seite gestellt hat, ist sie im Stande, den höchsten Aufgaben der Schauspielkunst in würdiger und wirksamer Weise gerecht zu werden. Und daß sich dem stehenden Einbrüche solcher Aufführungen, wie sie das Dresdener Hoftheater in jüngster Zeit geboten, das Publikum nicht entgeht, das es vielmehr, allen gesellschaftlichen Begehungen zum Trost, auch heute noch für das klassische Drama empfänglich ist, ja im Innersten des Herzens nach dem eben Gemiebt, den dieses für Geist und Gemüth bietet, Bedürfnis empfindet: das hat die wachsende Anteilnahme am Schiller-Cyklus und die geborene, weise, bühnliche, begeisterte Stimmung der Zuschauer aus erstreutlich dargeban. Die zwischen Bühne und Publikum bestehende Beziehung muß aber für die Zukunft die Aufmerksamkeit der Verantwortlichen Folgen haben. Für das Theater stellt sie im Schauspiel eine neue Aufgabe in Aussicht; das Publikum wird durch sie von den falschen Propheeten erlöst, von dem unheilvollen Einfluß des Naturalismus befreit werden und sich mehr der reinen, idealen Poesie zuwenden. Damit aber wird die echte Kunst, die hehre „Tochter des Himmels“, die dem Menschen, indem sie ihn durch das Gute und Schöne erhebt und anregt, zugleich die beste Erholung schafft, endlich wieder zu ihrem Rechte kommen.

Dresden, 24. Sept. Das für die zweite internationale Aquarell-Ausstellung angelegte Preisgericht, bestehend aus den Herren Hans v. Hartels-Wänden, Gregor v. Bohmann-Düsseldorf, Eugen Felix-Wien, Ferd. Baumel-Dresden und Anton v. Werner-Berlin, hat die beiden von der Regierung zur Verfügung gestellten goldene Medaillen den dänischen Malern Carl Gebrts und Eugen Dücker, die drei silbernen Medaillen, gleichfalls Staatspreise, dem Aquarellisten Hans Hermann in Berlin, dem Zeichner Georg Heim in Danzabund und dem Aquarellisten Alexander Jeyjos in Leninga zuerkannt. Außerdem sind 26 deutliche Stipendien, 3 Franzosen, 4 Italiener, 2 Belgier, 1 Holländer und 1 Norweger durch Ehren diplome ausgezeichnet worden. Die Dauer der Ausstellung, die eigentlich heute geschlossen werden sollte, ist bis nächsten Sonntag verlängert worden.

?? Aus Athen schreibt man uns: Eine seltsame Entdeckung, die neueste Geschichte Griechenlands anlangend, hat hier ein Student in einem . . . Wallfaden gemacht. In dem Wallfadenbogen, mit welchem eine Wirtin umwidelt war, fand er zu seinem nicht geringen Staunen ein Originalstück Schahis in arabischer Sprache, welches das Bild von dem türkischen General von einem Bananisten gezeichnet worden war. Bei denselben Wirtshändler fand man ein Schreiben des Duc de Broglie, die Balkanfrage betreffend, mehrere Briefe des Staatsminister Christofes, 200 Briefe Coletts, des ehemaligen griechischen Ministers in Paris. Der hochinteressante zeitgeschichtliche Fund ist dem Staatsarchiv übergeben worden. Betreffs des Verwirrens des seltsamen Wallfadengeheiß hat der Institutminister eine Untersuchung eingeleitet.

— Im Dagmar-Theater zu Kopenhagen wird Schiller's „Kabale und Liebe“ jetzt in dänischer Sprache aufgeführt.

* Die Schule des Lebens. Roman von Herbert von Oken. Berlin 1890, Otto Janke.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. d. S.

Schuld um Schuld.

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

Was hatte nachweislich nach seiner Heimkehr nichts zu sich genommen als ein Glas Wasser, dessen Reize von Otto auf Irrathen des Herrn v. Somland sorgfältig bewahrt worden waren. Die Untersuchung stellte über jeden Zweifel fest, daß sich darin nicht ein Atom einer schädlichen Substanz befunden hatte. Ebenso brachte die sorgfältigste Nachforschung in den von Max hinterlassenen Sachen weder eine Spur des von dem Professor für die Todesursache bezeichneten grauen Pulversutage, noch ließ sich etwas auffinden, was man als eine Veranlassung zu einem Selbstmorde gelten lassen konnte. Der junge Techniker hatte in geordneten Verhältnissen gelebt, gute Aussichten für die Zukunft gehabt und weit eher eine überkömmliche Lebenslust als Lebensüberdruß an den Tag gelegt. Otto Kröner wies denn auch jede Anbeutung, die man ihm machte, daß sein Bruder Hand an sich selbst gelegt, mit Entrüstung zurück und richtete dessen Leidenbegnähigung so her, wie es dem ungeschulden Opfer eines unangekündigten Verhängnisses gebührte.

Wer ihm dabei am bereitwilligsten zur Seite stand, war Herr v. Somland. Derselbe war während der Zeit, wo die Leiche sich noch über der Erde befand und es sich um die Unterjagung derselben handelte, mehr in Goslau als in Rogalen gewesen und hatte sich Otto in so feiner, unaufdringlicher Weise nützlich gemacht, daß dieser trotz des gemeinen Mißtrauens, das er gegen ihn empfand, sich nicht ablehnend gegen ihn verhalten konnte. Unverhoffen sprach er ihm dabei seine Ansicht aus, daß Max sich selbst das tödtliche Gift beigebracht haben müsse.

„Wo sollte er es herbekommen haben?“ fragte Otto kopfschüttelnd.

„Wäre es undenkbar, daß er es gleich dem Professor Loge von seinen Reisen mitgebracht? Er ist ja doch, wie er uns erzählte, in Südamerika und auch in China gewesen.“

„Otto mußte die Wahrscheinlichkeit zugeben, war aber sogleich mit dem anderen Einwurf bei der Hand, daß sich alsdann doch eine Spur des Giftes gefunden haben müsse; der Gutsbesitzer widerlegte auch diesen.

„Wir haben ja erfahren, daß das Gift nicht sogleich tödtete, es blieb ihm Zeit genug, die Spuren zu beseitigen.“

„Dies alles zugegeben; weshalb hätte Max Hand an sich legen sollen? Er liebte das Leben, er fühlte sich glücklich, entzogen Otto.“

Herr v. Somland seufzte tief. „Er hat am Tage vor seinem Tode eine schwere Enttäuschung erlitten und ich werde es mir nie vergehen, daß ich sie ihm bereiten half.“

„Ist das nicht ein wenig übertrieben?“ fragte er. „Ist das nicht ein wenig übertrieben?“ fragte er. „Ist das nicht ein wenig übertrieben?“

Die letzten Worte wurden flüsternd, im Tone einer tiefen Vertraulichkeit gesprochen. Da Otto nichts darauf antwortete, fuhr Somland fort: „Der liebe, beklagenswerthe, junge Mann hat das nicht ertragen können und seinem Leben ein Ende gemacht; aber“, fügte er, Otto's Hand ergreifend, hinzu, „das ist unter Geheimniß bleiben, nicht nur im Hinblick auf das Andenken Ihres Bruders, sondern auch um meiner Tochter willen liegt mir sehr viel daran, daß niemand etwas von dem wahren Sachverhalt erfährt; ich möchte diesen Thaten nicht in Paulas Leben werfen. Ich hoffe, Sie stehen mir bei.“

In der Besprechung, das beim Tode meines Bruders kein Schicksal verlor, gewiß“, erwiderte Otto. „Sind mir ja einverstanden“, versetzte Herr v. Somland, ohne angedeutet den in dieser Antwort liegenden Doppelsinn zu bemerken.

Der Anspruch des Professors Loge hatte natürlich das

größte Ansehen erregt, wunderlicher Weise glaubte man aber nicht lange daran. Schon bei dem Leidenbegnähigt des unglücklichen Max sifflerte man sich zu, dem Professor habe seine bekannte Leidenschaft, überall Gift zu wittern, einen Streich gespielt und der junge Techniker sei zweifellos schlicht und einfach an einem Herzschlag gestorben. Die Ansicht fand, im geheimen unterstützt von den Ärzten, denen die erlittene Niederlage sehr empfindlich war, immer weitere Verbreitung und die Geschichte von dem indischen Gifte ward uns fabelreich verwiesen, um so leichter, als sich weiter ein Grund für einen Selbstmord, noch für einen Mord, noch die Möglichkeit einer Vergiftung durch fremde Hand nachweisen ließ.

Max Kröner hatte den letzten Nachmittag und Abend seines Lebens im Hause des Herrn v. Somland zugebracht, der große Stücke auf ihn gehalten, ihn mit Liebenswürdigkeiten überhäuft hatte, die aufrichtigste Trauer um ihn an den Tag legte und überdies über jeden Argwohn erhaben war. Wäre dies aber auch alles nicht gewesen, hätte man den Gutsbesitzer verdächtigen wollen, so lag einfach die Unmöglichkeit vor, daß Max in Rogalen Gift beigebracht worden sei. Max hatte ganz wie die anderen Gäste von dem Schiffslein genommen, die die Diener gereicht, er hatte von dem Wein getrunken, der ihm gleich den übrigen eingegossen worden war.

Otto selbst mußte sich geteiden, daß er nicht den leinsten Anhalt dafür finden könne, daß seinem Bruder an jenem Tage Gift beigebracht worden sei, trotzdem stand es für ihn außer Zweifel, daß sich dies so verhalte. Die Neuen seines Bruders von der Macht, die er über den Gutsbesitzer ausübte, die von ihm zuweilen als Ueberreibungen und Prahlereien belacht worden waren, gann man für ihn eine schwerere Bedeutung und nicht minder war dies der Fall mit Frau von Hartleben's Verdächtigungen und Anklagen gegen den Gutsbesitzer, die er bisler auch für Angehörten einer krankhaften Phantasie gehalten hatte.

„Hier ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen“, sagte er sich, „solange es mir, ein Glied aufzulösen, so habe ich die anderen auch in der Hand, und ich will und werde das vollbringen.“ Durch offenen Angriff ist bei diesem allgärtigen Mann nichts auszurufen, auf seinem eigenen Boden, mit seinen eigenen Waffen muß ich ihn schlagen. Ist gegen Gift, Geheimniß gegen Geheimniß.“

Als ihm daher noch dem Begräbnis seines Bruders Herr v. Somland die Hand bot und mit bewegter Stimme sagte: „Wollen Sie meine Freundschaft für Ihren Bruder als ein Vermächtnis betrachten, das ich auf Sie übertragen darf, Herr Gutsbesitzer, da ich für ein und versprach bald und oft nach Rogalen zu kommen.“

Außer Otto Kröner warf natürlich auch Frau v. Hartleben sofort den Verdacht auf Somland, daß er an Max Kröner's Tode nicht unschuldig sei, und sprach dies auch gegen den Baumeister wie immer rüchaltlos aus. Dieser weigerte sich derartigen Behauptungen gegenüber jedoch vollständig passiv. So sehr es ihn schmerzte, vor seiner Verlobten ein Geheimniß zu haben, hielt er doch den Erfolg seiner Schritte gegen Herrn v. Somland nur dann für möglich, wenn er das freigelegte Stillschweigen über seine wahren Gemüthungen gegen ihn beobachtete.

Frau v. Hartleben fand trotzdem eine Gelegenheit, dem Gutsbesitzer den Haß, welchen die Jahre nicht zu mildern, sondern zu verstärken schienen, einmal wieder voll ins Gesicht zu schleudern. Geruhen dem Worte, das er sich gegeben, hatte der Lieutenant v. Somland wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach Goslau nochmals an sie geschrieben und sie beschworen, ihm einen Besuch in Georgenburg zu gestatten und ihm die Einwilligung zur Verlobung mit Veronie zu geben.

Ihre Antwort an ihn bestand nur in den wenigen Worten:

Für die Redaktion verantwortlich: J. W. Wolff in Halle.



„Jetzt weniger als jemals, ich habe Sorge getragen, Leonie aus Ihrem Verstand zu entfernen.“ Und er brachte wirklich in Erfahrung, daß Leonie von Georgenburg abgereist sei, ohne daß es ihm möglich war, ihren Aufenthaltsort zu entdecken.

Mit dieser Maßregel hatte sich Frau v. Hartleben in dem nicht bemerkt, sonst er in einem Brief an Herrn Richard v. Somland sich alle weiteren Zübringlichkeiten seines Sohnes verbeten, da sie nicht gegonnen sei, ihre Tochter eine Gemeinshaft mit Wörtern und Gistmüßern eingeben zu lassen.

Herr v. Somland beantwortete diesen Brief nur durch die Zeilen: „Wären Sie ein Mann, so würde ich Sie fordern, da Sie ein Weib sind, so bemitleide ich Sie.“ ließ sofort anspannen und fuhr nach Gostau. Er traf seinen Sohn in dessen Wohnung und legte ihm stillschweigend Frau v. Hartlebens Schreiben und seine Antwort vor.

Der junge Offizier erblickte bis in die Lippen, als er den Brief gelesen hatte, das Papier bebte in seiner Hand, seine Füße verlagten ihm den Dienst, er mußte sich auf den nächsten Stuhl setzen.

Herr v. Somland zog ebenfalls einen Stuhl heran, setzte sich dem Sohne gegenüber und sagte nach einer Pause: „Ich habe dich nie nach dem Fortgang deiner Bewerbungen um Leonie v. Hartleben gefragt, ich wollte dir die Beschämung ersparen, denn ich kannte den Erfolg im Voraus. Dies allerdings übertrifft meine stärksten Erwartungen.“

„Auch die meinen, Vater, vergieb,“ antwortete Arthur, „ich liebe Leonie so sehr und konnte nicht daran glauben, daß ihre Mutter unerbittlich sein würde.“

„Ich hoffe, du siehst es nun ein,“ versetzte Herr v. Somland ohne jede Festigkeit; „ich wünsche von meinem Sohne wohl sein Versprechen zu verlangen, daß dieser Versuch bei Frau v. Hartleben nun der letzte gewesen ist.“

In Arthurs ehrliche graue Augen traten Thränen des Jorns und des Schmerzes; er rang mit Wüthe nach Athem und antwortete erst nach einer Pause: „Als dein Sohn, als Edelmann, als Offizier sehe ich die Unmöglichkeit ein, die Tochter einer Frau zu heirathen, welche dir diesen ungeheuren Schimpf antun konnte.“

„Ich habe nicht anders von dir erwartet,“ sagte Herr von Somland einfach.

„Ich verzichte auf Leonie, aber es thut sehr, sehr weh.“

„Auch das verziehe ich, Arthur, und trotzdem, nein, eben deshalb, verlange ich von dir noch mehr.“

„Was, Vater?“ fragte Arthur, dem ein banges Vorgefühl bereits sagte, was kommen werde.

„Eine Entgeltung für die ungeheure Schmach, die mir durch jene Frau angethan; siehst du ein, daß du mir die schuldig bist?“

„Ja, Vater,“ antwortete Arthur ohne Zögern.

„Wohlan, so gib sie mir noch in dieser Stunde, indem du hingehst und um Ellen Spidbys Hand anhältst.“

„Vater, mit diesem blutenden, zerissenen Herzen?“

„Arthur, bist du ein Mann, ein Soldat, oder ein sentimentaler Knabe?“ zürnte Herr v. Somland. „Das beste Heilmittel für eine unglückliche Liebe ist eine glückliche.“

„Aber —“

„Ellen liebt dich,“ fuhr Herr v. Somland fort, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen.

„Eben deshalb ist es ein doppeltes Unrecht von mir, um sie zu werden. Sie ist ein liebes, warmherziges Mädchen und verdient mehr, als ich ihr zu bieten vermag.“

„Sie wird damit sehr wohl zufrieden sein und erwartet schließlich, daß du es ihr endlich darbringst,“ lachte Herr v. Somland. „Keine Ausflüchte, Arthur,“ fügte er fester hinzu, „auch meine Langmuß hat ihre Grenzen. Weigerst du dich, Ellen Spidby zu heirathen, so gilt mir dies als Beweis, daß du im Stillen doch auf Leonie Hartlebens hoffst. Ich kann ja bald sterben.“

„Vater, ich schwöre dir!“

Beim Landgrafen.

Von Frits Brentano.

Der Major betrachtete das große amtliche Schreiben von allen Seiten außerordentlich sorgfältig, als wolle er aus Format, Engel, Papier und Handschrift herausfinden, was wohl darin enthalten sein könne. Er hatte noch niemals mit dem Obivogrecht etwas zu thun gehabt, und es erging ihm wie allen, die sich in

„Wozu bedarf es des Schwurs, wo die That mich überzeugen kann?“

„Ich will dir gehorchen, ich will Ellen Spidby heirathen.“ stieß Arthur aus besserer Kefle hervor, „nur nicht jetzt.“

„Auf der Stelle, heute noch, mußst du um sie werden.“ wiederholte Herr v. Somland unerbittlich. „Die eigentliche Antwort auf den unverschämten Brief jener Frau soll die Anzeige deiner Verlobung und binnen vierzehn Tagen meine Hochzeit sein. Spidbys erwarten den Antrag schon lange und du hast ihnen ein Recht daran gegeben.“

„Du mehr als ich,“ entriß der Schmerz dem jungen Manne.

„Wenn ich mir über keine Handlung mehr Vorwürfe zu machen habe, als daß ich meinem Sohne, selbst etwas gegen seinen Willen, zu einer hübschen, liebenswürdigen Frau mit einem Vermögen von zwei Millionen Dollars verheiratet habe, so kann ich sehr ruhig sein,“ lachte Herr v. Somland, „du wirst es mir noch danken. Weigerst du dich länger, zu thun, was ich verlange, so sagst du dich von mir los.“

„Vater!“

„Wähle zwischen Frau v. Hartleben und mir.“

„Daran ist keine Rede.“

„Doch; entweder du gehörst, oder wir sind auf immer geschieden.“

Herr v. Somland befaß mit seinem zähen, rücksichtslos entschiedenen Willen und mit seiner feinen und schlanen Berechnung ein hartes Uebergehrte über seinen gedachten, einfaches, gutherzigen Sohn. Schon seit Monaten hatte er ihn an wenig sichtbaren Fäden zu dem Punkte gelenkt, auf welchem er ihn jetzt haben wollte und nun hielt er ihn eisensfest. Die Autorität des Vaters, den Stolz des Edelmannes, das peinliche Ehrgefühl des Offiziers, alles rief er zu seiner Hilfe herbei; und er erreichte seinen Zweck. Arthur erklärte sich zwar außer Stande, zugleich zu Ellen zu gehen und ihr seine Hand anzubieten, aber er war damit einverstanden, daß sein Vater den Antrag bei Mr. Spidby mache.

Hocherfreut, so viel erreicht zu haben, entsetzte sich Herr v. Somland. „Do, ho, meine verzehrte Frau v. Hartleben, Sie scheinen mir auch ein Theil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft,“ murmelte er schmerznd, „ich habe mich bei Ihnen für die Unterthänigkeit zu bedanken.“

Sein Antrag ward von Mr. Spidby als etwas Selbstverständliches auf- und angenommen. Wenige Stunden später führte er den Lieutenant seiner Ernählten zu und die reine, unverfälschte Freude, mit welcher Ellen ihn empfing, legte sich wie lindender Balsam auf das wundete Herz des jungen Offiziers.

„Ellen,“ sagte er voll Inbrunst, indem er einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens drückte, „ich gelobe es Ihnen, es soll mein Bestreben sein, Sie glücklich zu machen.“

„Arthur, lieber Arthur, ich bin es ja schon,“ flüsterte sie, ihren Kopf an seine Schulter lehnd, „kann es ein größeres Glück geben, als immer bei Ihnen sein zu dürfen? Seit ich Sie kenne, habe ich es ersehnt.“

Er zog sie in seine Arme und küßte ihr Augen, Wangen und Mund. Es hätte ein härteres Gemüth dazu gehört, als Arthur v. Somland befaß, um so vieler Liebe und Hingebung gegenüber ungerührt zu bleiben. Als er freilich am Abend allein auf seinem Zimmer war, da brach der Schmerz der alten Liebe mit doppelter Gewalt wieder hervor und er seufzte: „Verloren! Verloren! . . .“

Dann aber richtete er sich mannhaft auf und sprach Ohrens berühmte Grabchrift des Herzogs: „Und still, wie man der Todten denkt, gedanke mein!“

„Sie ist hier eingezogen für alle Zeiten,“ sagte er, die Hand auf die Brust legend, „aber mein Leben soll Ellen gehören, die sich meiner Ehre und meiner Liebe vertraut hat. Sie soll sich in mir nicht getäuscht haben.“ (Fortf. folgt.)

„Ich denn oder träume ich? — O, Peter, Peter! — Wo steckt denn der Bursche? — Peter!“

„Der Herr Major befehlen?“ fragte Peter, der auf das heilige Klingeln ahmlos aus dem Hofe gelauert kam, wo er eben wieder an der Stallthüre sein Conterlei entdeckt hatte.

„Dies mir mal das Ding da vor,“ rief ihm der Major entgegen und deutete auf das Schreiben, welches seinen Händen entfallen war.

„Vorlesen? Ach — dem Herrn Major!“ fragte Peter etwas zerraut.

„Du — ja — vorlesen!“ — sprach dieser, — „denn ich traue meinen alten Augen nicht mehr.“

Peter griff nach dem Papier, räusperte sich mehrmals und las alsdann mit lauter einträglichem Stimme die amtliche Benachrichtigung an den Herrn Major Franz von Sturm, daß der in Gott entschlafene Freiherr Jambert Spidby von Sturm auf und zu Erbsehlen ihn zu seinem Universalerben eingeklagt habe. Die Testamentsabschrift war angefügt und der betreffende Passus lautete:

„Zum Universalerben des Gutes Erbsehlen, sowie meiner lauten Kapitalen, im Betrage von 123,000 Thalern 17 Sgr., ername ich den Major Franz von Sturm in Kassel, ferner als der einzige meiner Verwandten ist, der sich den Teufel um den reichen Vetter scheerte, ihm zwar jährlich seine Neujahrs-gatulation schickte, ihn aber niemals mit Bittbriefen und Schmaroberbegehren belästigte!“

„Hurrah!“ — brüllte Peter, daß die Scheiben klinkten, „und nochmals Hurrah! und zum drittenmal Hurrah! — Gratulire, Herr Major, gratulire!“

„Danke, danke, alter Junge!“ sprach der Major und fuhr sich mit der Handfläche über die Augen, denn, weiß der Kuckuk, es war ihm da etwas hineingekommen, was er, seit dem Tode seiner Schwester, nicht mehr verspürt hatte — ein Paar Thränen.

„Zehn Jahre waren seit jenem Glückstag verstrichen, der Major hatte den langweiligen Dienst quittirt und bewohnte sein Gut Erbsehlen, das er mit Hilfe eines tüchtigen Verwalters selbst bewirtschaftete. Peter Kimmel war mehr denn je sein Faktotum und die alte Bärbel herrschte unumstößlich im Küchen-departement.“

Wortig aber war in Kassel geblieben, denn selbstverständlich durfte er nun seinem Hehlingswunne folgen und sich zum Maler ausbilden. Der Major hatte ihn im Hause einer alten Offiziers-wittve untergebracht, ihm zuerst einen tüchtigen Zeichenlehrer gehalten und ihn, als er das Gymnasium absolvirt hatte, auf die dortige Maler-Akademie gethan.

Der Junge machte denn auch kolossale Fortschritte und war der Stolz seiner Professoren.

Mit freudigem Erinnern prüfte der Major die kleinen Zeissagen, welche er von Zeit zu Zeit nachhause schickte oder in seinen Ferien selbst mitbrachte und idenfalls hätten ihn dieselben noch weit größeres Vergnügen bereitet, wenn sie nur nicht so förmlich höflich geweiht wären. Aber auch im Selbstpunkte war der Meise Woritz eine echte Künstlerkarriere, insofern, als die baare Münze bei ihm gar keine Rolle spielte und er sich namentlich, seit er keine eigentliche freundliche Wohnung am Friedriehsplatz bezogen hatte, vortrefflich darauf verstand, wenn die Monaten des Onkel Major alle waren, Waren anzubinden, die eben so lange bräukten, bis der Alte wieder herankam.

Nun war der Major nichts weniger als geizig, aber sein ganzes Leben lang an ein streng geregeltes, einfaches Leben gewöhnt und ein abgelegener Feind aller sibirischen Verwöhnung. Wie es der Meise Maler trieb, das ging geradezu über seinen Horizont.

Er lebte doch auch und lebte gut, rauchte den ganzen Tag seinen Kanaker, trank mit Vorliebe ein gutes Glas Wein und lud Nachbarn und Bekannte dazu ein, aber alles in allem brauchte er seiner Person weniger als der einundzwanzigjährige Kunst-sindat.

Wo bringt er's hin, der Wengel? — Sage mir, Peter, wo

bringt er's hin? — hatte der Major sein Faktotum gefragt, als etwa sechs Wochen vor Beginn unserer Geschichte abermals einer der bekanteten Briefe eingetroffen war.

Peter suchte die Aheln und antwortete: — Die Farben, Herr Major! — die Leinwand! —

Unikum! polsterte dieser heraus. Farben, Leinwand! — Mit dem Geld, welches der Junge in den letzten zwei Jahren verbraucht hat, kann man einen Leinwandstuck um die ganze Erde machen und denselben in allen sieben Farben des Regenbogens aufstreichen.

Aber ich weiß es besser! Die vertrackte Gesellschaft! Die Herren Kollegen! Wühliges Volk! Liegt mit auf meinem Geldbeutel und der alte Onkel kann blechen. Aber nichts da! Keinen Heller blecht er diesmal!

Herr Major, beschuldigte Peter, — Jugend hat nicht Tugend!

Soll aber Tugend haben, Donnerwetter! rief der Major und passie dem Alten eine Tabakswolke in das Gesicht, daß dieser drei Schritte zurückfuhr. — Und besagt wird diesmal nicht! Wasta!

Na, der Herr Major hatte schon dieses „Wasta“ gelogt und schließlich doch besagt. So auch diesmal wieder. — Und Peter Kimmel strich sich, als er den gehaltenen Brief zur Post trug, den Vorstich mit der Nahe und bummte vor sich hin: „Treib's in höchsten die, der Meise Woritz! Aber was thut's! Ist doch ein famoler Wengel! Und hat die Bataille richtig wieder gewonnen!“

Das war vor sechs Wochen gewesen. — Wie's aber heute werden sollte, wo der „famole Wengel“ den Gelbeutel des Alten offenbar abermals attackirt hatte, das traunte sich selbst Peter Kimmel nicht zu sagen.

Und er wußte doch noch nicht alles und der Major kumpfte heute nicht umsonst so fürchterlich. — Nicht nur, daß sein liebens-würdiger Neffe ihm abermals um 200 Thaler, die er wieder einmal „ganz nothwendig brauchte,“ schrieb, mit derselben Post war auch der Brief eines Herrn Jaak Goldstein angelangt, welcher dem jungen Herrn Witz 150 Thaler geliehen hatte und dieselben, trotz Handbrieff, Verprechen und obwohl der Zahlungstermin schon teils sechs Wochen abgelaufen war, nicht wiederbekommen konnte, wenn nicht der Herr Major von Sturm ihm zu seinem sauer erworbenen Wischen Geld verhehlen und die Schuld des großen Malerfünftlers bezahlen würde.

Der Major warf den Brief in eine Ecke seines Schreibtisches und ging in der That während auf und ab, wobei er sich in Wollen von Tabakrauch hüllte.

Den Jungen ließ ja gleich ein heiliges Aengstchen — Raff! Raff! Das geht denn doch über den Spieß — Raff! Raff! Raff! Aber es ist kein aus! Raff! Nicht genug, daß er den Alten alle Augenblicke anzogt — Raff! Raff! nein, er muß sich auch noch mit Halsabschnidern einlassen! Raff! Raff! Raff! Jaak Goldstein! Netze ferner! Kenne den Schut! Raff! Nimmt bloß hundert Prozent! Raff! Raff! Raff! Aber warte — Peter! Peter! Der Sache muß ein richtiges Ende gemacht werden! Peter! Der Junge muß nachhause — alle it's mit der Malerei — Raff! Raff! Soll mir auf's Feld — Peter — Donnerwetter, wo steckt er denn so lange?

Der Herr Major befehlen? fragte der eben eintretende Peter und versuchte durch den Tabaksnebel das Gesicht seines Herrn zu hindern.

Habe meinen Koffer, kommandirte der Major und mache dich reisefertig, wir fahren heute noch nach Kassel.

Ab, sagte Peter, nach Kassel? Es ist doch unserem jungen Herrn nichts passiert?

Nach nicht, aber es soll ihm etwas passiren! Verlaß dich drauf, Peter! rief der Alte und schoß in sein Schlafzimmer.

Peter Kimmel aber strich bedenklich seinen Vorstich und bummte:

Der Herr Major scheinen großen Sturmangriff zu beabsichtigen. Ob unser Wengel wohl Stand hält?

Und gegen Mittag reisten die Weiden nach Kassel. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* Der Name **Sobolesen** verriacht nicht nur den Völkern des Auslandes viele Kopfschmerzen, sondern ebeno auch — in anderem Sinne allerdings — den deutschen Gelehrten, welche sich mit der sprachwissenschaftlichen Erklärung desselben abmühen. Die Zgl. Mich. schreibt zu dieser Frage heute: Die älteren Zeugnisseverträge hatten diesen Namen wegen der sogenannten

Herkunft der Hohenzollern aus Italien mit „Collato“ (collis altus = hoher Berg) oder mit „Zagarolla“ (dem Stammworte der Colonna) in Verbindung gebracht. Sie sind wissenschaftlich längst abgethan; nicht minder die volkstümliche Deutung von Zollen als „Zollstätte“. Die Ableitung von Zollen, welche unüberwinderliche noch immer in den Geschichtsbüchern haftet, ist abgethan von praktischen Gründen schon darum falsch, weil der „Zollen“ (so nur nennt das schwäbische Volk den Berg, welcher